



Erscheinen wöchentlich einmal. Bestellungen werden in allen Buchhandlungen angenommen. Pränumerationspreis für Oesterreich-Ungarn auf ein Viertel-Jahr 2 fl. 50 kr. — Ein halbes Jahr 4 fl. 50 kr. — 1 Jahr 8 fl. — Für Deutschland auf ein Viertel-Jahr 4 Mark 50 Pfg. — Ein halbes Jahr 8 Mark. — 1 Jahr 14 Mark. Jeder Jahrgang ist auch in 17 Hefen à 50 kr. — 90 Pfg. zu beziehen.



- Ach, Lilly, wie unglücklich bin ich doch! Schon wieder einmal in hoffnungsvollem Zustande . . .
 — Tröste Dich, Klezchen; Du wirst einen Neffen oder eine Nichte mehr haben, Das ist Alles.

Ver schlafen.

Schwank von Hermann Grabert.

Das Schlafzimmer des Herrn Willibald Freifel.

Freifel (im Bette). Johann!

Johann (tritt ein). Herr Freifel!

Freifel. Wie spät ist's?

Johann. Zehn Uhr.

Freifel (aus dem Bette springend). Was? — Und ich verheirathe mich um elf! Warum hast Du mich nicht früher geweckt?

Johann. Ich bin wieder eingeschlafen.

Freifel. Daß Dich! (Für sich.) Dabei hab' ich keine Zeit mehr, ihn zu prügelu! (Laut.) Rasch meine Hose — meine Weste — meine Stiefel!

Johann. Gleich, Herr Freifel. (Geht sehr langsam ab.)

Freifel (besieht sich im Spiegel). Schick Schwerenoth, ich bin nicht rasirt! — Und meine Trauzengen wollen mich um elf abholen — nu ist auch kein warmes Wasser da — bah! (Seift sich wüthend ein.) Ich werd' nicht mehr fertig — dieser Johann, dieser Schlingel! — Was wird meine Braut sagen? — Fräulein Palmyra v. Schwadorf! — Sie warten zu lassen — eine einzige Tochter! Die reichste Partie von Darmstadt — wie ihr Vater sagt — (Es klingelt.) Sapperlot, meine Zengen! (Wischt sich die Seife vom Gesicht, geht an die Thür und öffnet.) Wer ist da?

Eine Stimme. Wohnt hier der Maler Sudelbein?

Freifel. Im fünften Stock. (Schlägt die Thür zu.) Als ob sich Alles verschworen hätte! Nu kann ich wieder von vorn anfangen. (Seift sich abermals ein.) Ja, um meine Heirath wird mich Mancher beneiden. Der alte Schwadorf gibt seiner Tochter ein Schloß mit, das vier Thürme hat — mein Schwiegervater schägt es auf 400,000 Mark — 100,000 Mark pro Thurm — nicht übertrieben. In Darmstadt lebt ein mir befreundeter Rittmeister; ich schrieb ihm, er möge sich nach dem Schloß und nach dem Fräulein erkundigen. Der schreibfaule Mensch hat noch nicht geantwortet; aber es kann ja noch kommen . . .

(Johann tritt ein, einen Hut, und einen Stock tragend.)

Freifel. Was ist denn das?

Johann. Ihr Hut und Ihr Stock.

Freifel (bei Seite, wüthend). O, wenn ich nur Zeit hätte — (laut) Schafskopf! Du weißt doch, daß man nicht mit einem Stock heirathet.

Johann. He, he! Er kann von Nutzen sein.

Freifel. Hol' mir meine Hose, meinen Frack.

Johann. Gleich, Herr Freifel. Hier sind auch die Postfachen.

Freifel. Hab' jetzt keine Zeit zum Lesen, leg' sie nur hin und zieh' Dir die Livrée an. Du stellst Dich hinten auf den Wagen — das wird sich sehr gut machen.

Johann. Schön, Herr Freifel. (Ab.)

Freifel (sich sehr rasch rasirend). Ha, da hab' ich mich geschritten! — Etlich! (Klebt ein Stück englisches Pflaster auf das Gesicht.) Wird schon trocknen — fahren wir fort — Zeit ist nicht zu verlieren.

Johann (tritt ein). Hier sind Ihre Kleider.

Freifel. Leg' sie auf den Stuhl.

Johann (bei Seite). Ich finde meinen Hut nicht. (Zu Freifel.) Haben Sie meinen Hut nicht gesehen? (Schüttelt ihm den Arm.)

Freifel (sich schneidend). Esel, verdammter! — nu aber raus!

Johann. Gleich, Herr Freifel. (Rennt ab.)

Freifel (klebt ein zweites Stück englisches Pflaster auf das Gesicht). Ich seh' nett aus — wie mit dem Säbel gehauen! — So kann ich nicht heirathen — muß warten, bis es trocknet, will einstweilen meine Hose anziehen. — Wo sind denn die Hosenträger? (Tritt an den Tisch und bemerkt dort die von Johann hingelezten Postfachen.) Aha, ein Brief aus Darmstadt! (Öffnet ihn.) Von meinem Freund, dem Rittmeister — er gibt mir die gewünschte Auskunft — höchste Zeit! (Lesend.)

„Lieber Willibald! Auf Deinen Wunsch beeile ich mich, Dir mitzutheilen, daß das Schloß des Herrn von Schwadorf auf 629,000 Mark geschägt wird.“ (Gesprochen.) Der Schwiegervater hat also nicht gestunkert — der Wiederemann! (Liest.) „Voriges Jahr war es für 850 Mark zu haben — Niemand wagte, es in die Höhe zu treiben.“ (Gesprochen.) Wie! 850 Mark? — es wird doch auf 629,000 geschägt! (In den Brief hineinschend.) Nein! — 's heißt nicht tausend — 's heißt nur 629 Mark. Alle Hagel Donnerwetter! (Liest.) „Dies sogenannte Schloß ist ein Thurm, der als Taubenhans dient.“ (Gesprochen.) Ein Thurm! — Nur einer? — Da ist mein Schwiegervater ja doch ein Gauner. (Liest.) „Was Fräulein Palmyra von Schwadorf betrifft, so blendet und verhext sie unsere jungen Lieutenants und hat mehr Abenteuer gehabt als sich mit dem Anstande dieses Jahrhunderts verträgt.“ (Gesprochen.) Na, ich danke — da wäre ich bald schön 'reingefallen!

Johann (erscheint in Livrée). Herr Freifel, Ihre Zengen sind da.

Freifel. Sie sollen mich ungeschoren lassen.

Johann. Rann?

Freifel. Zieh' nur wieder den Kittel an — ich bleibe ledig.

Cherchez la femme.

In der Liebe dünkt sich jede Frau ein Original und jeder Mann ein Held.

*

Die Frauen wollen selbst die letzten Reste ihrer Liebe verwerten.

*

Die Frauen wollen immer das letzte Wort haben und das erste.

*

Eine Frau, die lachen und weinen kann, ist niemals verloren.

*

Was ist dem Manne die Tugend einer Frau? Ein süßer, wonnereicher Augenblick.

*

Die Männer laufen jeder Schürze nach, die Frauen jeder — Toilette.

*

Die Frauen hören viel lieber eine reizende Lüge, die man ihnen sagt, als eine schmucklose Wahrheit.

A. T.



Die guten Landleute.

Eine Dorfgeschichte von Armand Silvestre.

I.

Es ist eine durchaus moderne Idylle, die ich heute erzählen will. Sie spielt in der Bretagne, in einer prächtigen Landschaft, wo grüne Kleefelder sich bis an das Gestade des blauen Meeres hinziehen, dessen salziger Geruch die belebende, frische Luft schwängert.

Und die Helden meiner Idylle? Ein höchst mangelhaft bekleideter Bursche Namens Lohic, Hirt einer Ziegenherde, mit langem, blondem Haupthaar wie ein Merowinger; und Anna, die kleine Nähterin, die jeden Morgen auf Taglohn in die benachbarten Dörfer geht, ein junges Mädchen, dessen Augen ihre Farbe dem nahen Ozean entlehnt haben und dessen Stirne schier völlig verschwindet unter der Fülle gekräuselten goldgelben Haars. Anna ist gerade so arm wie Lohic; aber wenn ihre Kleidung Lücken aufweist, so dienen diese nur dazu, ihre gesunden, festen Formen, das Erbe einer Jahrhunderte hindurch unverdorbenen Race, umso deutlicher sehen zu lassen.

Im Ganzen genommen zwei schöne Kinder trotz ihrer großen Armuth und wohl darnach geschaffen, sich ihrer Liebe hinzugeben unter den gütigen Augen der Natur, die sich glücklicherweise um unsere Toiletten wenig kümmert.

Und sie liebten sich denn auch aus vollem Herzen, wie zwei Naturkinder sich lieben. Heute Morgens wieder — Lohic's Ziegen trieben sich auf den nahen Hügeln umher, für Anna aber hatte die Stunde des Tagwerkes noch nicht geschlagen — hatten sie sich auf dem noch thaufeuchten Moose den Liebesgenüssen hingegeben. Noch hatten Beide den Honig ihrer Küsse auf den Lippen und blickten sie einander stumm, mit dankbarzärtlichen Augen an. Da sagte Anna plötzlich, nicht ohne einen Anflug von Spott:

— Ei, Lohic, da schau mal an!

Und sie zeigte dem erstaunten Burschen, daß während ihrer stürmischen Umarmungen sein Beinkleid just im Schritt einen so großen Riß bekommen hatte, daß er schicklicher Weise so nicht unter die Leute gehen konnte.

— Wart', sagte das Mädchen, ich will Dir Das ausbessern.

II.

Da sie ihr Nähzeug stets bei sich hatte, trachtete sie, die beiden Theile der Hose Lohic's, die sich so schön de getrennt hatten, in aller Eile zusammenzubestehen. Allein das alte Zeug war schon abgenüßt und fadenscheinig und wollte nicht Stich halten.

— Ich muß einen Flicker aufsetzen, sprach sie im Tone der Ueberzeugung.

— Ja, mein Schatz, aber woher den Stoff nehmen?

Magna res est amor („Eine große Sache ist die Liebe“) sagt Thomas a Kempis, — und ein überaus erfinderisches Gefühl, wenn sie mit Opferwilligkeit sich paart. Unter ihrem verschossenen, da und dort schon ausgebesserten Kleide trug Anna einen Rock von grobem, aber noch festem Zeug. Ohne ein Wort mehr zu sagen, schlug sie ihr Kleid zurück, schob den rückwärtigen Theil ihres Unterrockes nach vorne, holte eine Scheere aus der Tasche und schnitt einen großen Lappen aus dem Zeug heraus. Dann brachte sie den Unterrock wieder an seine Stelle und hatte nun, mit Respekt zu melden, unter ihrem Kleide — versteht sich — einen großen Theil ihres festen, weißen Hintern entblößt. Denn die Ärmste trug an Werfeltagen kein Hemd. Der Flicker hatte zwar nicht genau dieselbe Farbe wie die Hose Lohic's, allein sie legte ihn so geschickt auf, daß man ihn nur bemerkte, wenn Lohic die Beine aus einander that.

— Wie soll ich Dir danken? sprach Lohic.

— Du weißt es ja, mein lieber Tölpel, erwiderte sie. Und er ließ es sich nicht zweimal sagen.

Ach, glückliches Vorrecht der Jugend!

Und so ließen sie sich denn ein zweites Mal nieder und die hohen Gräser steckten über ihnen neugierig die Köpfe zusammen.

— Wir sind nicht ganz quitt, sagte Anna schließlich; Du wirst mich morgen zum Tanze führen.

Lohic verzog das Gesicht zu einer verdrossenen Grimasse.

III.

Emile Zola hat fürwahr die Bauern nicht allzu streng beurtheilt. Das Leben des Landmannes theilt sich in zwei Perioden: in diejenige, da er auf eine Dirne wartet, die einziges Vermögen besitzt, um sie zur Frau zu nehmen; und in diejenige, da er sehnsüchtig auf den Tod seiner Eltern harret, um sie zu beerben. Unser Lohic war in der ersten Periode. Er liebte Anna sehr, aber „nur zum Spaß“ — wie es unter den Bauern heißt. Das arme Mädchen, dessen Erstlinge er genossen und das ihn mit aller Kraft seiner Seele liebte, zu seiner Frau zu machen — daran dachte er nicht. Er trug sich mit ganz anderen Absichten. Auf die Tochter des Bauern Cornebec hatte er sein Auge geworfen. Der alte Cornebec besaß zwei Häuschen und eine Tochter, mit der man ein drittes Häuschen hätte bauen können, so sehr war sie bußlig. Allein der Schmutzian würde Alles genommen haben, die Häuser und den Höker dazu und wenn er Marie „die Bauschige“ — wie sie von den Freundinnen genannt wurde — traf, feußte er immer so geräuschvoll, wie eine Kuh, die sich erleidert hat. Allein Marie „die Bauschige“ würdigte ihn kaum eines Blickes, sie war sich des Schatzes bewußt, den sie in ihrem Höker trug.

Lohic wußte, daß Vater Cornebec, der ein fermes Zecher war, am nächsten Tag sicherlich in den Krug kommen werde. Welchen Eindruck würde es nun machen, wenn man ihn, Lohic, mit einer armseligen Nähterin, fast einer Bettlerin wie Anna, tanzen sehen würde? Wenn Marie „die Bauschige“ sich weigern sollte mit ihm zu tanzen, so wird er die frischesten Dirnen aus den benachbarten Dörfern zum Tanze führen, denn diese wußten Lohic's Talente für den Tanz wohl zu schätzen. In der That konnte auf sieben Meilen in der Runde kein zweiter Bursch in dieser Kunst es ihm gleichthun.

Nein, nein; er konnte sich nicht so weit kompromittiren, mit einem Bettelmensch zu tanzen vor einem gewählten Publikum, in welchem sicherlich auch einige Gemeinderäthe anwesend sein würden. Zwar hatte sie soeben ihren einzigen Unterrock zerschnitten, um seine Hofe in Stand zu setzen; doch dies gab ihr noch kein Recht, ihn vor aller Welt herabzusetzen. Es ist ja recht, Dankbarkeit zu fordern, aber nur nicht zu viel.

— Hör' mal, Kleine, sprach er denn im Tone eines Beschützers; — laß Dir von mir rathen und komm morgen nicht auf den Tanzboden.

— Warum nicht? fragte Anna zitternd; und dabei traten ihr Thränen in die Augen.

— Weil . . . weil Du nicht genug hübsch gekleidet bist. Es ist nicht Deine Schuld, aber Du würdest eine schlechte Figur machen.

— Oh Lohic! sagte sie in vorwurfsvollem Tone, Das ist schlimm von Dir! Wenn ich Dir nicht soeben Deine Hofe geslickt hätte . . .

— Das ist wahr; aber nun ist sie geslickt, während Dein Unterrock ein großes Loch hat.

Auf so viel Rohheit und Undankbarkeit gab es nichts mehr zu erwidern. Anna machte Kehrt und eilte davon, ohne Lohic eines Wortes mehr zu würdigen.

IV.

Es wurde fest getanzt unter den alten Bäumen. Die Pfeifen quiekten, die Trompeten schmetterten und die Bauern markirten mit ihrem schwerem Gestrampe den Takt, von Zeit zu Zeit auffauchend gleich trunkenen Thieren. Allen voran unser Lohic, gleichsam der Held des Tages. Die Leute bildeten Kreise um ihn und bewunderten seine Kunst, die Beine zu heben und seine Tänzerin im Kreise zu drehen. Vater Cornebec selbst schenkte ihm Aufmerksamkeit und betrachtete ihn mit Blicken, die wohlwollender waren als sonst. Neben ihm stand Marie „die Bauschige“ und auf ihrem gewölbten Rücken spazierte ein großer Maikäfer gleich Napoleon auf dem Felsen von Saint Helena.

Jetzt kam Anna. In ihren Mienen war tiefe Traurigkeit, aber auch große Entschlossenheit zu lesen. Sie stellte sich in einen Winkel und da blieb sie auch unbeachtet stehen von wegen ihrer ärmlichen Kleidung. Plötzlich schlüpfte sie zu der Gruppe, in welcher der treulose Lohic Triumphe feierte und zeigte mit dem Finger der langen Fanny den Flicken, welcher die Hofe ihres guten Freundes zierte und zum Vorschein kam, so oft jener die Beine auseinander that. Die lange Fanny zeigte den Flicken der dicken Johanna, die dicke Johanna der stumpfnäsigen Rosalie. Und gleich einem Lauffeuer theilte sich

die Heiterkeit im Kreise mit und alsbald hörte man das silberhelle, spöttische Gelächter all' der Dirnen. Und weil Lachen bekanntlich ansteckt, stimmten alsbald auch die Männer in die geräuschvolle Heiterkeit ein. Angesichts dieser allgemeinen Lustigkeit wurde Lohic stutzig und er ward sich endlich dessen bewußt, daß er selbst der Gegenstand des Spottes und Gelächters Aller sei. Ganz roth hielt er plötzlich im Tanze inne und insbesondere die spöttischen Blicke des Vaters Cornebec machten ihn arg verlegen. Als er sich umwandte, sah er auch Marie „die Bauschige“, deren Höfer vor Vergnüügen hüpfte wie ein Kautschukball.

Verzweifelt, außer sich schaute er dahin, wohin alle Finger zeigten. Er verstand jetzt die Sache; glühende Schamröthe stieg ihm ins Gesicht und in einer Regung der Feigheit eilte er zu Anna, der so treulos verleugneten Geliebten.

Allein, diese war unerbittlich in ihrer Rache. Mit einer raschen Wendung kehrte sie dem Publikum, welches Lohic verfolgte, ihre Rückseite zu, hob ihren Rock in die Höhe und rief, auf den Defekt zeigend, durch welchen ein gut Stück ihres blanken Hintertheils zu sehen war:

— Was der brave Lohic heute zwischen den Beinen hat, war gestern noch hier! Adje, Ihr guten Leute!

Clary.

I.

Ihre Lippen laden
Schwellend mich zum Kuß
Und in Wang' und Waden
Ich sie kneipen muß.

In der Locken Wähne
Krampfhaft wild ich wühl',
Ihre kleinen Bähne
Ich am Halse fühl'!

Wollustheischend windet
Sie den schnee'gen Leib —,
Ach, wie gräßlich schindet
Mich das schöne Weib!

Lilly of purity.

Caviar-Schnitten.

Sehr bedenklich.

Klara: Ich begreife Dich nicht, Marie, daß Du Dich mit einem Arzte verlobt hast.

Marie: Aber warum denn nicht? Was hast Du denn gegen ihn?

Klara: Na, bedenke doch nur die Nachtglocke!

O. E—dt.

Kinder mund.

Die kleine Paula: Mama, es wäre doch höchst fatal, wenn der Klapperstorch einmal käme und Du wärst gerade nicht zu Hause.

O. E—dt.

Der Neidische.

„Haben Sie schon gehört, daß dem Kollegen Värbohm die Frau durchgegangen ist?“

„Ja, der Kerl war seit jeher ein Sonntagskind.“

W. Sch.



Gotteslästerungen.

Von Th. de Banville.

I.

Trotz ihrer altadeligen Namen und ihrer aristokratischen Taufnamen sind Gräfin Zolante und ihr Verwandter, Graf Roland sehr moderne Menschen; man kann sie sogar „Modernisten“ nennen, denn sie haben aus ihrer Lectüre eine sehr verzweifelte Philosophie geschöpft. Sie sind Nachbarn, Schloß- und Gutsbesitzer in einer der schönsten und fruchtbarsten Landschaften des Reiches; sie sind jung, schön, reich und haben einen vornehmen, gebildeten Geist. Roland ist ein leidenschaftlicher Sportsman, schwärmt für die Jagd und die Pferde; Zolante ist eine sehr gebildete Musikerin, die verschiedene Instrumente mit Meisterschaft behandelt. Sie hatte eines jener munteren, aufgeweckten Gesichter, die den großen Damen so gut lassen, war übrigens Wittve und Herrin ihrer selbst. Unter so bewandten Umständen sollte man glauben, daß diese Beiden sich vereinigten, um zärtliche Liebesworte auszutauschen. Aber nein, ganz im Gegentheil; sie kamen zusammen, um sich im Pessimismus zu gefallen und das Leben nach Kräften zu schmäheln.

An einem lachenden Junimorgen wandelten sie Seite an Seite in dem alten Parke der Gräfin Zolante, wo tausend erschlossene Blumen mit ihrer Farbenpracht das Auge entzückten und wo die Nachtigallen, durch das Dunkel der Laubgänge getäuscht, ihren schmelzenden Gesang vernehmen ließen, weil sie wähnten, es wäre Nacht. Kurz: man mußte glauben, daß die Amore am Teich in einer ganz bestimmten Absicht frische Pfeile auf ihre Bogen legten und diese auf die beiden Spaziergänger richteten. Der Himmel, die Natur, ihre Schönheit, die Gelegenheit, die flammenden Kelche der Rosen: Alles rief ihnen zu: Liebet Euch! Sie hatten die Wahl: zu heirathen oder auch nicht zu heirathen, ihre Verlobung zu verkünden oder ganz einfach ihre Küsse auszutauschen. Man hätte, fürwahr,

kaum ein passenderes Paar finden können. Zolante war schlant und leicht, wie es sich geziemt, um von zwei kräftigen Armen umfangen zu werden; Roland mit seinen kühnen Augen, seiner hohen Gestalt, seinen kurzgeschornen, dichten Haaren und seinem feinen, langen, blonden Barte, hatte ganz das Aussehen eines Ebertödters, der er in Wirklichkeit war. Man würde diese zwei Menschen eigens ausgewählt haben, um dem Lande schöne, kräftige Krieger zu geben. Allein, weit entfernt sich dieser nützlichen Beschäftigung hinzugeben, ergingen sie sich in spöttischen Reden über die Erbärmlichkeit des Daseins.

— Oh, wie sehr hat er Recht! rief Zolante aus, indem sie von Gott weiß welchem Philosophen sprach. Es ist schwer zu sagen, wozu das Leben gut sei. Das Leben ist und ist nicht; nachdem man einige Jahre schlecht und recht verbracht, verfällt man dem Greisenalter und der größte Theil dieser Maskerade vergeht in Hinfälligkeit. Man hat zu leiden durch Alles was man will, was man begehrt, was man liebt, und man geht von hinnen, ohne zu wissen, weshalb man gekommen, gleich einem Boten, der seinen Auftrag vergessen hat.

Und indem Zolante solche Worte sprach, gab sie durch die bloße Thatsache, daß sie lebte, die formellste und absolute Widerlegung ihrer Rede. Wozu das Leben gut ist? Mein Gott! um mit Wohlgefallen veilklenblaue Augen, schön gewelltes, aschblondes Haar, frische, fein gezeichnete Lippen zu betrachten, wie Zolante sie hat. Wozu das Leben gut ist? Sich an dem Dufte der Blumen, an einem schönen Gedicht, an einem Kunstwerk zu erfreuen, eine reife Frucht zu genießen, die sich auf unserem Wege uns darbietet.

II.

— Gräfin, sprach Roland, wie ungeheuer ist der Abgrund, in welchem wir als Atome, als Staubkörnchen schweben! Der Raum ist nicht unermesslich, sondern unendlich. In ihm wandeln und rollen ganze Schwärme von Sternen, Planeten und Gestirnen. Ganze Welten gibt es da, dort, weiterhin, überall, heute und allezeit. Wie lange? Ohne Ende, ohne Raß, ohne Grenze. Unter diesen Weltkörpern, die ewigen, uns unergründlichen Gesetzen gehorchend dahinschweben, schleppt sich ein kleiner, erbärmlicher, halb ausgefüllter Planet fort, der seinen Vorrath an Kohlen schon verbraucht hat. Dieser Planet ist weniger als nichts, eine Kugel ohne Bedeutung, eine unnütze, kaum beachtenswerthe Sache. Und ich frage Sie: welche Bedeutung können die mikroskopischen, nackten, ungeschlügelten Wesen haben, die auf der Oberfläche dieses Planeten wimmeln? Und was ist man unter ihnen, wenn man nicht Königin Semiramis oder Kaiser Karl der Große ist? Aus dem Gesichtspunkte der Ewigkeiten, der Paradiese, der Götter, was gilt ein Advokaten-Schreiber, der auf dem Postwagen von einer Provinzstadt zur andern eine Spazierfahrt macht? oder eine Kaffeehaus-Kassierin, die ihren Tag damit hindringt, ihre Zuckertäschchen in Ordnung zu halten?

In diesem Augenblicke spielte ein Sonnenstrahl um einen Mundwinkel Zolanthens und breitete eine rosige Flamme auf ihre Lippen. Roland war ehrlich überzeugt von dem, was er sagte. Allein, dieser Lichtstrahl auf Zolanthens Lippen schien ihm — er wußte selbst nicht warum — gleichsam eine Ver-

theidigung des Advokaten-Schreibers und der Kaffeehaus-Kassierin zu sein.

— Diese Leute — schloß er — führen an, sie hätten ihre Liebe und diese soll für ihr Dasein als Entschuldigung dienen.

— Ach, wenn sie sie schon haben, ihre Liebe, so haben sie etwas recht Häßliches, entgegnete Zolanthe. Allein, sie haben sie gar nicht! Wenn zwei Menschen zusammenkommen und von diesen Dummheiten reden, so sollte man Dies eine „Liebes-Szene“ nennen im Leben gerade so wie auf der Bühne. Denn in der That sind es zwei Komödianten, die eine alte, falsche, abgespielte, mit Gemeinplätzen gespielte Szene aufzuführen.

— Und das Schlimmste ist, fügte Roland hinzu, daß der Liebhaber seine Worte an die Geliebte richtet und zu ihr von Liebe spricht, weil er annimmt, sie wäre da. Aber in Wirklichkeit hat er sie nie gesehen und wird er sie nie sehen.

— Wirklich? fragte Zolanthe. Glauben Sie, daß dem so sei?

— Ja, ich glaube es, erwiderte Roland. In seiner kindischen Eigenliebe bildet der Mann sich ein, daß er in Gesellschaft, beiderweise lebe, daß er Vertraute, Freunde, Frauen habe, welchen er huldigt. Aber nichts ist falscher. Von der Wiege bis zum Grabe lebt der Mensch isolirt, verbannt, absolut allein, tausend Meilen weit von dem Wesen, mit welchem er zu sprechen glaubt, dessen Hand er zu berühren wähnt. Nie hat ein Mensch in der Welt Jemanden gesehen oder betrachtet. Denn Derjenige, der wirklich im Stande wäre, ein menschliches Gesicht zu beobachten, die Schönheit oder Häßlichkeit desselben zu prüfen, den wahren Charakter desselben zu ergründen, wäre ein Genie, mit der Fähigkeit begabt, eine Helena von Sparta zu besingen, oder eine Momma Lisa zu malen.

III.

— Demnach wären hienieden nur die Genies nicht blind? und würden sie allein einigermaßen klar sehen? fragte Zolanthe.

— Jawohl, erwiderte Roland, und das ist ganz recht so. Denn in seiner unheilbaren, sinnlosen Trägheit schiebt der Mensch vor dem Gedanken zurück, sich eine geringe Mühe zu nehmen, oder gar eine Sache zu sehen und zu begreifen. Vermöge des feigsten Pakttes, den er ein für allemal mit sich selbst abgeschlossen, begnügt er sich damit, eine Person nach der sehr vereinfachten Idee zu betrachten, die er sich von ihr macht, indem er sie mit einem ihm bekannten Typus identifizirt, von welchem sie am wenigsten abweicht. Seit vierhundert Jahren waren die bestigsten Leidenschaften den Gesichtern gewidmet, welche Rafael und seine Schüler gemalt haben. Denn es ist viel leichter und einfacher, bei seiner Geliebten eine gerade Nase voranzusetzen, als näher zuzuschauen, welcher Art die Nase sei, die sie in Wirklichkeit hat. Nein, Gräfin, Prinz Hamlet hat Ophelia nie gesehen, am allerwenigsten gehört. Denn hätte er die Reden dieses Säusdens gehört, so hätte er ihr viel früher zugerufen: „Geh' in ein Kloster!“

— Jawohl, meinte Gräfin Zolanthe, der Mann taugt nichts und das Weib auch nicht viel. Das Leben ist eine Komödie; aber wenn es zu Ende ist, — findet man dann die Ruhe? Nichts ist unsicherer. Nach welcher Seite immer

man sich wende, ist Alles schlecht und nichtig. Darum muß man trachten, sich damit abzufinden, wenn es da überhaupt etwas abzufinden gibt.

Slaven einer und derselben Theorie, die nämlichen Dinge denkend und sagend, schienen die beiden jungen Leute entzückt davon, daß das Leben so jämmerlich und der Mensch so elend sei; denn wie sie in der lauen, würzigen Morgenluft auf dem weichen, schimmernden Rasen dahinschritten, von Zeit zu Zeit ein Blümchen oder ein Jasmin-Zweiglein pflückend, hätte man geglaubt, daß sie träumend, von einem süßen Zauber befangen dahinwandeln. So kamen sie zu einem schönen Gartenhause, wo sie eintraten. Eine elegante Einrichtung schmückte den stillen Zufluchtsort, woselbst ein opulentes Frühmahl bereit stand. Zolanthe und Robert ließen sich an der Tafel nieder, aßen rosigen Schinken und Geflügel-Pastete und tranken goldgelben Feuerwein dazu, Alldas mit einem Gleichmuth, als ob es völlig einerlei wäre, ob man Dies oder Jenes esse und trinke. Dann nahm Zolanthe eine Guitarre und sang ein Liebeslied, — als ob Liebe existirte — ein Lied so schmelzend, so berauschend, daß Roland die Thränen in die Augen traten und er ganz vergaß, daß Musik und Gesang nur leeres Geräusch seien. Dann betrachtete er die Gräfin mit so vieler Ausdauer, mit so sichtlich bewundernd, daß Zolanthe, wie von einem unwillkürlichen Zweifel berührt, nicht umhin konnte zu fragen:

— Demnach, Roland, haben Sie auch mich noch niemals gesehen?

— Das ist sehr wahrscheinlich, erwiderte der Graf; denn da Sie ein Weib sind, muß es Unvollkommenheiten an Ihnen geben, irgend eine kaum wahrnehmbare Unregelmäßigkeit der Haut, eine gewisse Seltsamkeit des Blickes, eine Lippe, die mehr lächelt oder mehr zürnt, als die andere. Da ich aber Nichts von Alledem bemerkte, ist es fast sicher, daß ich Sie nicht sehe.

IV.

— Aber ist es denn unmöglich, daß eine Frau schön sei? fragte Zolanthe.

— In keinem Falle können die Frauen so schön sein, wie die abscheulichen Liebhaber sich sie vorstellen, erwiderte Roland. Denn wie immer die Person auch beschaffen sei, die sie erkoren zu haben glauben, weil ein Zufall sie zusammengeführt hat: so verleihen sie ihr die Gestalt und Majestät der Göttinnen, die stolze Anmuth der Königinnen aus der Geschichte und die unsagbare Reinheit der Engel. Aus diesem Gesichtspunkte ist ein Lob stets eine Unhöflichkeit und ein Kuß die schändlichste Lüge, indem das Lob und der Kuß, die an eine wirkliche Person gelangen, stets von einem idealen Gesichte eingegeben wurden, welches in Wirklichkeit nicht existirt.

— Jawohl, sagte Zolanthe, indem sie muthlos die Arme sinken ließ, — jawohl: Unhöflichkeit und Lüge!

Und gerade in diesem Augenblicke glänzten alle Schönheiten ihres Gesichtes in entzückender Harmonie. Sie hatte eine Pose angenommen, die ihr sehr gut ließ; sie war sie selbst; sie glich einem Portrait, von einem genialen Künstler gemalt. Roland berauschte sich an ihrem Anblicke; er bewunderte einen biegsamen Nacken, eine Stirne so weiß wie ein

Stern, Hände mit durchsichtigen und rosigen Fingern, die in Wirklichkeit der Gräfin Zolanthe angehörten und die er keineswegs erfunden hatte. Zugleich ertönte in ihm eine Stimme, die ihm sagte, daß das Gegentheil von Alldem, was er gedacht und behauptet, wahr sei; und ihm kam von selbst die Erkenntniß, daß ein Mann und ein Weib so viel Bedeutung haben können, als sie brauchen, ohne Karl der Große und Semiramis zu sein. Und er dachte, daß Alles gut sei, so wie es ist: die Welten, die Gestirne, die Schlachten, die Götter; ferner, daß Zolanthe einen weißen, schöngesformten Nacken und rosige Lippen habe. Er näherte sich ihr und kniete zu ihren Füßen nieder, die er auf die Strümpfe von rosafarbener Seide küßte. Dann erhob er sich, setzte sich neben sie auf das niedere Sopha von weißem, rothgestreiftem Stoffe und küßte lange die liebevollen Hände, das Gesicht, die Stirne, den Mund, die Haare und die Ohren, die rosigen Muscheln gleichen. Und es ward ein Eheversprechen unterzeichnet, ja, was mehr: ein Liebesversprechen, obgleich kein Notar zur Hand war; unterzeichnet und gesiegelt in giltiger Form, daß nichts dabei fehlte. Roland würde in diesem Augenblicke die ganze pessimistische Schule mit ihrem Un- und Auf für einen Kuß auf die rosigen Fingernägel der Geliebten hingegeben haben. Zolanthe aber war selig und hauchte, sehr verwundert über ihr eigenes Glück, die Frage:

— Was machen Sie denn, mein Freund?

— Ach, Gräfin! stammelte Roland, die Logik ist mir ausgegangen . . .



Flitterwochen.

Wie fühlte ich beseligt,
Dem Himmel ich mich nah',
Erst vierzehn Tag' verhehlicht,
Mein Gott, das kennt man ja!

Da wird mit süßen Scherzen
Gekost nur und geküßt
Und Alles kommt vom Herzen,
Wie Das so übsich ist!

— Daß endlich Ernst es werde,
Hat Liebchen sich bedacht,
Zum ersten Mal im Herde
— Ein Feuer angemacht.

Wie hat der süßen Puppe
Das Herz so bang gepocht,
Als eine Nudelsuppe
Sie — ohne Nudeln gekocht!

Ignaz Paner.



Die Schöne Luciole. (23)

Roman von Charles Aubert.

II.

Die Stellvertretung.

Die Vermuthungen René's wurden nur zu bald zur Wirklichkeit. Noch an demselben Abende pochte Justin von Firminy an die Thür seiner Frau, — aber vergebens. Juliette blieb taub für seine Bitten und Drohungen und er mußte endlich die Belagerung aufheben.

Am andern Morgen erschien René bei der jungen Dame und alsbald begannen die Schwierigkeiten der seltsamen Lage, in welcher die Beiden sich befanden. Juliette verbot René ausdrücklich, ihr Bett zu berühren.

— Ich selbst will es machen, sagte sie.

— Gestatten Sie, daß ich Ihnen dabei helfe

— Nein, mein Herr.

— Gewöhnen Sie sich, mich Simonne zu nennen, wenn Sie sich nicht ins Verderben stürzen wollen.

— Das ist wahr, sprach Juliette, ich werde mich bemühen.

René befand sich zum ersten Male in seinem Leben in dem Gemach einer Frau. Juliette mußte ihm Alles haarklein erklären, was er als Kammerfrau zu thun habe. Dabei zeigte er sich so ungeschickt, daß seine Herrin oft laut auslachen mußte. Nach Verlauf einer Stunde war eine Art naiver Intimität zwischen den Beiden entstanden. Sie fanden die Situation sehr spaßig und waren fast glücklich.

René erzählte eben, wie der Intendant und der Koch ihm — der vermeintlichen Kammerfrau Simonne — den Hof machten und Beide lachten hierüber laut auf, als plötzlich die Thür aufging und Justin, mit einem Papier in der Hand, verdrossen eintrat.

— Ah! es scheint, daß man sich hier sehr gut amüßet!

— In der That, mein Herr, erwiderte Juliette. Simonne hat ein heiteres Naturel und ich bin Ihnen dankbar, daß Sie mir sie gegeben haben.

— Nun, es freut mich, Ihr Gefallen zu finden, sagte Justin, indem er sich setzte. — Simonne, lassen Sie uns allein.

René richtete einen ausdrucksvollen Blick auf die junge Frau und ging hinaus.

— Madame, ich habe mich über Sie zu beklagen, begann Justin.

— Schon? Warum denn?

— Ich habe heute Nacht an Ihre Thür geklopft und Sie haben nicht geantwortet. Sie vergessen, daß ein Gatte gewisse Rechte hat . . .

— Mein Herr! Sie reden mit mir in einem Tone, den ich nicht gestatten kann!

— Wie beliebt?

— Sie behandeln mich wie ein unumschränkter Gebieter seine Magd, sprechen von Ihren Rechten und ertheilen mir Befehle. Dies ist wenig geeignet, Ihnen meine Sympathien zu erwerben. Und darum werden Sie mein Benehmen von heute Nacht sehr natürlich finden.

— So!!!

theidigung des Advokaten-Schreibers und der Kaffeehaus-Kassierin zu sein.

— Diese Leute — schloß er — führen an, sie hätten ihre Liebe und diese soll für ihr Dasein als Entschuldigung dienen.

— Ach, wenn sie sie schon haben, ihre Liebe, so haben sie etwas recht Häßliches, entgegnete Zolanthe. Allein, sie haben sie gar nicht! Wenn zwei Menschen zusammenkommen und von diesen Dummheiten reden, so sollte man Dies eine „Liebes-Szene“ nennen im Leben gerade so wie auf der Bühne. Denn in der That sind es zwei Komödianten, die eine alte, falsche, abgespielte, mit Gemeinplätzen gespielte Szene aufführen.

— Und das Schlimmste ist, fügte Roland hinzu, daß der Liebhaber seine Worte an die Geliebte richtet und zu ihr von Liebe spricht, weil er annimmt, sie wäre da. Aber in Wirklichkeit hat er sie nie gesehen und wird er sie nie sehen.

— Wirklich? fragte Zolanthe. Glauben Sie, daß dem so sei?

— Ja, ich glaube es, erwiderte Roland. In seiner kindischen Eigenliebe bildet der Mann sich ein, daß er in Gesellschaft, heerdenweise lebe, daß er Vertraute, Fremde, Frauen habe, welchen er huldigt. Aber nichts ist falscher. Von der Wiege bis zum Grabe lebt der Mensch isolirt, verbannt, absolut allein, tausend Meilen weit von dem Wesen, mit welchem er zu sprechen glaubt, dessen Hand er zu berühren wähnt. Nie hat ein Mensch in der Welt Jemanden gesehen oder betrachtet. Denn Derjenige, der wirklich im Stande wäre, ein menschliches Gesicht zu beobachten, die Schönheit oder Häßlichkeit desselben zu prüfen, den wahren Charakter desselben zu ergünden, wäre ein Genie, mit der Fähigkeit begabt, eine Helena von Sparta zu besingen, oder eine Donna Lisa zu malen.

III.

— Demnach wären hiemieden nur die Genies nicht blind? und würden sie allein einigermaßen klar sehen? fragte Zolanthe.

— Jawohl, erwiderte Roland, und das ist ganz recht so. Denn in seiner unheilbaren, sinnlosen Trägheit schiebt der Mensch vor dem Gedanken zurück, sich eine geringe Mühe zu nehmen, oder gar eine Sache zu sehen und zu begreifen. Vermöge des feigsten Pakttes, den er ein für allemal mit sich selbst abgeschlossen, begnügt er sich damit, eine Person nach der sehr vereinfachten Idee zu betrachten, die er sich von ihr macht, indem er sie mit einem ihm bekannten Typus identifizirt, von welchem sie am wenigsten abweicht. Seit vierhundert Jahren waren die heftigsten Leidenschaften den Gesichtern gewidmet, welche Rafael und seine Schüler gemalt haben. Denn es ist viel leichter und einfacher, bei seiner Geliebten eine gerade Nase voranzusetzen, als näher zuzuschauen, welcher Art die Nase sei, die sie in Wirklichkeit hat. Nein, Gräfin, Prinz Hamlet hat Ophelia nie gesehen, am allerwenigsten gehört. Denn hätte er die Reden dieses Gänsschens gehört, so hätte er ihr viel früher zugerufen: „Geh' in ein Kloster!“

-- Jawohl, meinte Gräfin Zolanthe, der Mann taugt nichts und das Weib auch nicht viel. Das Leben ist eine Komödie; aber wenn es zu Ende ist, — findet man dann die Ruhe? Nichts ist unsicherer. Nach welcher Seite immer

man sich wende, ist Alles schlecht und nichtig. Darum muß man trachten, sich damit abzufinden, wenn es da überhaupt etwas abzufinden gibt.

Skaven einer und derselben Theorie, die nämlichen Dinge denkend und sagend, schienen die beiden jungen Leute entzückt davon, daß das Leben so jämmerlich und der Mensch so elend sei; denn wie sie in der lauen, würzigen Morgenluft auf dem weichen, schimmernden Rasen dahinschritten, von Zeit zu Zeit ein Blümchen oder ein Jasmin-Zweiglein pflückend, hätte man geglaubt, daß sie träumend, von einem süßen Zauber befangen dahinwandeln. So kamen sie zu einem schönen Gartenhause, wo sie eintraten. Eine elegante Einrichtung schmückte den stillen Zufluchtsort, woselbst ein opulentes Frühstück bereit stand. Zolanthe und Robert ließen sich an der Tafel nieder, aßen rosigen Schinken und Geflügel-Pastete und tranken goldgelben Feuerwein dazu, Alldas mit einem Gleichmüthe, als ob es völlig einerlei wäre, ob man Dies oder Jenes esse und trinke. Dann nahm Zolanthe eine Guitarre und sang ein Liebeslied, — als ob Liebe existirte — ein Lied so schmelzend, so berauschend, daß Roland die Thränen in die Augen traten und er ganz vergaß, daß Musik und Gesang nur leeres Geräusch seien. Dann betrachtete er die Gräfin mit so vieler Ausdauer, mit so sichtlich Bewunderung, daß Zolanthe, wie von einem unwillkürlichen Zweifel berührt, nicht umhin konnte zu fragen:

— Demnach, Roland, haben Sie auch mich noch niemals gesehen?

— Das ist sehr wahrscheinlich, erwiderte der Graf; denn da Sie ein Weib sind, muß es Unvollkommenheiten an Ihnen geben, irgend eine kaum wahrnehmbare Unregelmäßigkeit der Haut, eine gewisse Seltsamkeit des Blickes, eine Lippe, die mehr lächelt oder mehr zürnt, als die andere. Da ich aber Nichts von Alledem bemerkte, ist es fast sicher, daß ich Sie nicht sehe.

IV.

— Aber ist es denn unmöglich, daß eine Frau schön sei? fragte Zolanthe.

— In keinem Falle können die Frauen so schön sein, wie die abscheulichen Liebhaber sich sie vorstellen, erwiderte Roland. Denn wie immer die Person auch beschaffen sei, die sie erkoren zu haben glauben, weil ein Zufall sie zusammengeführt hat: so verleihen sie ihr die Gestalt und Majestät der Göttinnen, die stolze Anmuth der Königinnen aus der Geschichte und die unsagbare Reinheit der Engel. Aus diesem Gesichtspunkte ist ein Lob stets eine Unhöflichkeit und ein Kuß die schändlichste Lüge, indem das Lob und der Kuß, die an eine wirkliche Person gelangen, stets von einem idealen Gesichte eingegeben wurden, welches in Wirklichkeit nicht existirt.

— Jawohl, sagte Zolanthe, indem sie muthlos die Arme sinken ließ, — jawohl: Unhöflichkeit und Lüge!

Und gerade in diesem Augenblicke glänzten alle Schönheiten ihres Gesichtes in entzückender Harmonie. Sie hatte eine Pose angenommen, die ihr sehr gut ließ; sie war sie selbst; sie glich einem Portrait, von einem genialen Künstler gemalt. Roland berauschte sich an ihrem Anblicke; er bewunderte einen biegsamen Nacken, eine Stirne so weiß wie ein

Stern, Hände mit durchsichtigen und rosigen Fingern, die in Wirklichkeit der Gräfin Zolanthe angehörten und die er keineswegs erfunden hatte. Zugleich ertönte in ihm eine Stimme, die ihm sagte, daß das Gegenteil von Alldem, was er gedacht und behauptet, wahr sei; und ihm kam von selbst die Erkenntniß, daß ein Mann und ein Weib so viel Bedeutung haben können, als sie brauchen, ohne Karl der Große und Semiramis zu sein. Und er dachte, daß Alles gut sei, so wie es ist: die Welten, die Gestirne, die Schlachten, die Götter; ferner, daß Zolanthe einen weißen, schöngeschnittenen Nacken und rosige Lippen habe. Er näherte sich ihr und kniete zu ihren Füßen nieder, die er auf die Strümpfe von rosafarbener Seide küßte. Dann erhob er sich, setzte sich neben sie auf das niedere Sopha von weißem, rothgestreiftem Stoffe und küßte lange die liebreizvollen Hände, das Gesicht, die Stirne, den Mund, die Haare und die Ohren, die rosigen Muscheln gleichen. Und es ward ein Eheversprechen unterzeichnet, ja, was mehr: ein Liebesversprechen, obgleich kein Notar zur Hand war; unterzeichnet und gestegelt in gültiger Form, daß nichts dabei fehlte. Roland würde in diesem Augenblicke die ganze pessimistische Schule mit ihrem Un- und Auf für einen Kuß auf die rosigen Fingernägel der Geliebten hingegeben haben. Zolanthe aber war selig und hauchte, sehr verwundert über ihr eigenes Glück, die Frage:

— Was machen Sie denn, mein Freund?

— Ach, Gräfin! stammelte Roland, die Logik ist mir ausgegangen . . .



Flitterwochen.

Wie fühlte ich beseligt,
Dem Himmel ich mich nah',
Erst vierzehn Tag' verheh'licht,
Mein Gott, das kennt man ja!

Da wird mit süßen Scherzen
Gekost nur und geküßt
Und Alles kommt vom Herzen,
Wie Das so üblid ist!

— Daß endlich Ernst es werde,
Hat Liebchen sich bedacht,
Zum ersten Mal im Herde
— Ein Feuer angemacht.

Wie hat der süßen Puppe
Das Herz so bang gepodt,
Als eine Nudelsuppe
Sie — ohne Nudeln gekodt!

Ignaz Pauer.



Die schöne Luciole. (23)

Roman von Charles Aubert.

II.

Die Stellvertretung.

Die Vermuthungen René's wurden nur zu bald zur Wirklichkeit. Noch an demselben Abende pochte Justin von Firminy an die Thür seiner Frau, — aber vergebens. Juliette blieb taub für seine Bitten und Drohungen und er mußte endlich die Belagerung aufheben.

Am andern Morgen erschien René bei der jungen Dame und alsbald begannen die Schwierigkeiten der seltsamen Poge, in welcher die Beiden sich befanden Juliette verbot René ausdrücklich, ihr Bett zu berühren.

— Ich selbst will es machen, sagte sie.

— Gestatten Sie, daß ich Ihnen dabei helfe

— Nein, mein Herr.

— Gewöhnen Sie sich, mich Simonne zu nennen, wenn Sie sich nicht ins Verderben stürzen wollen.

— Das ist wahr, sprach Juliette, ich werde mich bemühen.

René befand sich zum ersten Male in seinem Leben in dem Gemach einer Frau. Juliette mußte ihm Alles haarklein erklären, was er als Kammerfrau zu thun habe. Dabei zeigte er sich so ungeschickt, daß seine Herrin oft laut auflachen mußte. Nach Verlauf einer Stunde war eine Art naiver Intimität zwischen den Beiden entstanden. Sie fanden die Situation sehr spaßig und waren fast glücklich.

René erzählte eben, wie der Intendant und der Koch ihm — der vermeintlichen Kammerfrau Simonne — den Hof machten und Beide lachten hierüber laut auf, als plötzlich die Thür aufging und Justin, mit einem Papier in der Hand, verdrossen eintrat.

— Ah! es scheint, daß man sich hier sehr gut amüsirt!

— In der That, mein Herr, erwiderte Juliette. Simonne hat ein heiteres Naturel und ich bin Ihnen dankbar, daß Sie mir sie gegeben haben.

— Nun, es frent mich, Ihr Gefallen zu finden, sagte Justin, indem er sich setzte. — Simonne, lassen Sie uns allein.

René richtete einen ausdrucksvollen Blick auf die junge Frau und ging hinaus.

— Madame, ich habe mich über Sie zu beklagen, begann Justin.

— Schon? Warum denn?

— Ich habe heute Nacht an Ihre Thür geklopft und Sie haben nicht geantwortet. Sie vergessen, daß ein Gatte gewisse Rechte hat . . .

— Mein Herr! Sie reden mit mir in einem Tone, den ich nicht gestatten kann!

— Wie beliebt?

— Sie behandeln mich wie ein unumschränkter Gebieter seine Magd, sprechen von Ihren Rechten und ertheilen mir Befehle. Dies ist wenig geeignet, Ihnen meine Sympathieen zu erwerben. Und darum werden Sie mein Benehmen von heute Nacht sehr natürlich finden.

— So!!!

— Sie wissen, daß ich nur mit Widerstreben Ihre Frau geworden bin, und daß ich es nur that, um einem Briefe meines Vaters zu gehorchen. Ich habe indessen Gründe anzunehmen, daß dieser Brief gefälscht war . . .

— Madame, ich kann nicht länger dulden . . .

— Leider merkte ich zu spät den Unterschied zwischen jenem Briefe und den früheren Briefen meines Vaters.

— Nun, und was weiter? fragte Justin cynisch.

— Sie haben mir Ihr Wort gegeben, von Ihren Gattenrechten nicht eher Gebrauch zu machen, als bis mein Herz dazu einwilligen würde. Nun denn: dieser Zeitpunkt ist für mich gar nicht absehbar. Im Sinne dieser unserer Vereinbarung also werden Sie meine Thür zur Nachtzeit geschlossen finden.

— Lassen wir diesen Gegenstand, Madame. Ich habe in einer ernsteren Angelegenheit mit Ihnen zu sprechen. Ich bitte Sie, dieses Schriftstück zu unterzeichnen.

— Was ist denn Das? fragte Juliette, indem sie das Blatt nahm, welches Justin ihr reichte.

— Es ist eine Vollmacht, mittelst welcher Sie mir die Sorge übertragen, über Ihre Interessen zu wachen.

— Gut; lassen Sie das Schriftstück da; ich werde es lesen.

— Nein; ich bitte Sie, dasselbe sogleich zu unterzeichnen, denn ich bedarf desselben noch heute.

— Dann will ich es sogleich durchsehen.

— Wozu? Mißtrauen Sie mir denn?

Juliette antwortete nicht, sondern las das Schriftstück durch und legte es dann auf den Tisch hin.

— Das ist ein Stellvertretungs-Akt, sprach sie.

— Ja.

— Und wer gibt Ihnen das Recht, über meine Mitgift nach Ihrem Belieben zu verfügen?

— Das heißt: unser Vermögen zu verwalten. Sie wissen wohl, daß ich Ihren Vormund ersetze.

— Das ist nicht dasselbe, denke ich. Mein Vormund hatte den Beruf, mir mein Vermögen zu erhalten, während Sie nach diesem Aktenstück dasselbe vergeuden könnten.

— Es handelt sich nicht darum, es zu vergeuden, sondern es fruchtbar zu machen. Dies ist eine Pflicht, die mir obliegt.

— Nun denn, ich sehe die Nothwendigkeit Ihres Verlangens nicht ein. Durch meine Heirath bin ich mündig geworden und brauche keinen Vormund mehr. Später, wenn wir uns einmal besser kennen, werden wir über die Sache sprechen.

— Ich bitte Sie, das Schriftstück heute noch zu unterzeichnen.

— Ich will nicht.

— Wie? Sie wollen nicht? Soll ich andere Mittel anwenden, um Sie zum Gehorsam zu zwingen?

— Welche Mittel? fragte Juliette kühl.

— Sie kennen mich nicht, Madame; nehmen Sie sich in Acht!

— Schon wieder Drohungen?

— Jawohl, Drohungen. Und ich werde sogleich zur Durchführung der Drohungen übergehen, wenn Sie mir noch länger Widerstand leisten wollen! Unterschreiben Sie?

— Niemals!

Da ergriff Justin den zarten Handknöchel der jungen Frau, preßte ihn zum Zerbrechen und drängte sie so zum Tische, indem er schrie:

— Unterschreiben Sie! ich will es!

Juliette war bleich geworden.

— Sie können mich tödten, sprach sie; aber ich werde nicht unterschreiben.

In diesem Augenblicke ging die Thür auf und René erschien auf der Schwelle, sehr bleich, mit flammenden Augen. Er bemeisterte seine Erregung mit übermenschlicher Anstrengung und sagte:

— Der Herr Baron ist soeben mit zwei Herren eingetroffen und wünscht Sie sogleich zu sprechen.

III.

Herr Silvius.

Justin fand seinen Bruder in seinem Arbeits-Zimmer.

— Du bist schon da? fragte er.

— Ja. Die Ereignisse drängen mich. Mehr als je habe ich Geld nöthig. Alle meine Quellen sind erschöpft. Luciole wird immer anspruchsvoller. Hast Du den Stellvertretungs-Akt?

— Nein. Diese Juliette hat einen eisernen Schädel. Ich war eben bei ihr, als Du ankamst. Sie will nicht unterschreiben.

— Wie? Das kleine Schulmädchen? Du wirst die Sache schlecht angefaßt haben.

— Sie will sich lieber umbringen lassen. Sie hat Zweifel in Betreff der Echtheit des Briefes. Kurz, ich kann Dir für die nächsten Tage nichts versprechen.

— Das ist absurd! Was fangen wir an?

— Warte!

— Du hast leicht reden, da Du in der Wolle sitzt. Aber ich habe nichts und Olimard hat die Todtenscheine gebracht; man muß ihn bezahlen.

— Ah! er hat sie gebracht? . . .

In diesem Augenblicke unterbrach sich Justin.

— Hast Du nicht gehen gehört? fragte er seinen Bruder, indem er die Thür öffnete, die nach dem Salon ging. Aber er sah Niemanden.

— Bist Du denn vor Deinen Dienstleuten nicht sicher? fragte der Baron.

— Sie sind doch erst seit zwei Tagen da; ich kann daher nicht wissen, mit wem ich zu thun habe. — Also, Olimard ist da?

— Ja; er hat die Todtenscheine der Gräfin Puymeras und ihres Sohnes fabrizirt; es scheint auch, daß die Todtenregister in Ordnung sind.

— Man muß sich dessen vergewissern.

— Ohne Zweifel; aber er fordert sein Geld.

(Fortsetzung folgt.)